

Dunja Ramadan

Khalid und das wilde Sprachpferd

Geflüchtete begegnen der
deutschen Sprache



DUDEN

gesagt hat, hat keinerlei Gültigkeit mehr.« Er habe gelernt, dass die eigentliche Meinung seines deutschen Gegenübers immer nach dem »Aber« komme. Es dauerte aber eine Weile, bis Khalid diese Erkenntnis gewann. Oft reagierte er vorschnell, freute sich über das Einverständnis und reagierte dann umso entrüsteter, als das »Aber« folgte und sich das Gespräch in eine ganz andere Richtung entwickelte. Khalid spekuliert scherzend, dahinter stecke eine ausgeklügelte Strategie der Deutschen: Sie gaukelten einem nur vor, dass man auf einer Wellenlänge sei, damit man bis zum Ende zuhören und positiv gestimmt sei – doch eigentlich schwimmen sie auf anderen Ozeanen.

Das »Aber« kennt hierzulande keine hierarchische Grenze und wird nicht als unhöflich gewertet, wenn man seinem Gegenüber damit widerspricht. Man gerät schlimmstenfalls in Verdacht, ein Besserwisser zu sein, der seine Meinung immer als die richtigere ansieht.

Das arabische »Aber« (*laken*) hingegen wird eher selten benutzt. In Gesellschaften, die seit Jahrzehnten autoritär regiert werden, sind Widerworte (genauso wie Nachfragen) nicht gerne gesehen. Eltern erziehen ihre Kinder dementsprechend anders. Sie wollen, dass ihre Sprösslinge in dem restriktiven System, in dem sie nun mal leben, erfolgreich sind und möglichst unbeschadet durchs Leben gehen. Deshalb regen sie diese nicht dazu an, die bestehende Ordnung zu hinterfragen. Im Arabischen gibt es die Formulierung »neben der Wand gehen«, also sich möglichst unauffällig verhalten, um keiner wichtigen Person in die Quere zu kommen und Probleme zu vermeiden.

In Deutschland liegen die Dinge – *alhamdulillah* (Gott sei Dank) – anders. Die Demokratie lässt Diskussionen zu, begrüßt sie sogar. In einer Gesellschaft, in der Meinungs- und Redefreiheit herrschen, spricht man eben auch anders. Deshalb sieht Khalid auch viele Vorteile im »Aber«, denn es zeigt, dass die meisten Themen immer aus zwei oder mehr Blickwinkeln betrachtet werden können. Bereits in der Schule lernen die Kinder in Erörterungen, Themen aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Das »Aber« hat deshalb auf jeden Fall seine Existenzberechtigung, muss Khalid zugeben, auch wenn es ihn manchmal nervt.

Die heilige Warum-Zeit

Als Khalid nach Deutschland kam, wunderte er sich über die Häufigkeit der Nachfragen. Auf einmal wurde alles hinterfragt. Ständig. Besonders häufig hörte er »Warum?« Dabei hatte Khaled das arabische *lesh?* (syrischer Dialekt) in den hintersten Sprach-schubladen abgelegt, weder benutzte es in Syrien häufig, noch wurde ihm ständig diese Frage gestellt.

Wenn in der arabischen Welt ein Vater seinem Kind etwas erzählt, dann gehört es sich nicht, dass das Kind ihn anschließend fragt: »Und warum ist das so?« Die Antwort des Vaters würde mit ziemlicher Sicherheit lauten: »Dafür bist du nicht alt genug«, »Wenn du alt genug bist«, »Darum« oder »Das geht dich nichts an«. In Syrien werden Fragen häufig als lästig empfunden (wobei das natürlich auch vom Bildungsgrad der Eltern abhängt). »Bist du vom Geheimdienst, oder was ist los?«, wäre auch eine mögliche Antwort. Die Ohren und Augen des Geheimdienstes sind überall, wer zu viele Fragen stellte, machte sich verdächtig. Natürlich versuchen Erwachsene auch oft auszuweichen, wenn sie die Antworten nicht wissen oder sie das Thema für zu pikant halten.

Hinzu kommt, dass Araber nur ungern zugeben, etwas nicht zu wissen. Mir ist es schon etliche Male passiert, dass ich einen Passanten in einem arabischen Land nach dem Weg gefragt habe, und er mich – ohne sich jegliche Selbstzweifel anmerken zu lassen – in die entgegengesetzte Richtung schickte. Unwissen ist eine Form von Schwäche. Kennt man in Deutschland den Weg nicht, sagt man es einfach und der Fragende muss weiter nach einem Ortskundigeren suchen.

Umso schwieriger ist es für viele Geflüchtete, wenn sie anfangs so gut wie gar nichts wissen: sei es, wie sie einen Fahrkartenautomaten bedienen oder wie sie auf amtliche Briefe antworten. Auch Lina und Khalid kommen darauf zu sprechen. »Es ist für mich nicht leicht, dass ich ständig zugeben muss, etwas nicht zu wissen. Hier hat man erst einmal keine Ahnung von nichts«, sagt Lina. Sich in diese neue Position der Schwäche und Abhängigkeit einzufinden, ist vielen unangenehm, sie versuchen es zu überspielen. Sie sind es nicht gewohnt, alles zu hinterfragen – auch wenn ihr Kopf vor lauter Ungereimtheiten zu explodieren droht.

In Deutschland sei das Gegenteil der Fall, findet Khalid. Kindern wird sogar eine »Warum-Phase« eingeräumt. Neugierde und Wissenshunger

werden belohnt, nicht bestraft – und erregen schon gar kein Misstrauen. Wenn deutsche Kinder in einem bestimmten Alter besonders viele Fragen stellen, fühlen sich die meisten Eltern dazu verpflichtet, pädagogisch wertvolle Antworten zu liefern. In seiner Schule in Syrien wäre man mit zu viel Fragerei, nun ja, etwas anders umgegangen, erzählt Khalid. »Wir haben dafür eine »Asaya-Phase«, sagt Khalid und lacht. In seiner Kindheit holten Lehrer nicht selten den Stock hervor, wenn Kinder zu viele (in ihren Augen nervige) Fragen stellten.

Die Sprache der Bilder

Ein syrisches Ehepaar aus Düsseldorf erzählte mir von seiner Flucht über das Mittelmeer – und sie verwendeten dabei ein Bild, das mich trotz der Tragik zum Lachen brachte. Sie beschrieben die bedrückende Enge auf dem Flüchtlingsboot: »Wir fühlten uns wie eng aneinander gerollte Weinblätter. Offenbar wussten die Schlepper, wie man anständige Weinblätter rollt, bloß nicht zu viel Abstand zwischen den einzelnen, sonst staut sich der Dampf im Topf nicht und der Reis wird nicht gar.«

Hätte Khalid einen Wunsch frei, würde er gern mehr Bilder wie diese ins Deutsche importieren. Er findet, der deutsche Sprachhorizont könne ruhig ein wenig erweitert werden, um das Deutsche anschaulicher und farbiger zu machen. »Sprichwörter sind das Licht der Rede«, sagt ein arabisches Sprichwort. Tatsächlich gilt das Arabische als Sprache der Metaphern und Allegorien – die Vorstellungskraft des Einzelnen wird ständig durch neue ungewöhnliche Bilder und Wendungen herausgefordert und erweitert. Araber kennen in fast allen Lebensbereichen Metaphern, die sich oft nur schwer in die deutsche Sprache übersetzen lassen, da der kulturelle Hintergrund ein anderer ist. Entweder man versteht die Bedeutung nicht oder das Bild verliert seinen Charme. Doppeldeutigkeiten, literarische Anspielungen oder Wortwitze gehen auf dem Übersetzungsweg verloren. Im Arabischen sagt man zum Beispiel »ich messe mal den Puls«, was so viel heißt wie »ich fühle mal nach«, »ich sondiere die Lage«. Oder: »Der Stamm des Mannes ist erstarkt«, was so viel bedeutet wie: »Er ist nun selbstständig und kann seine Probleme selbst lösen.« Wenn ein starker Wind bläst, bleibt er stehen.

Wer den Raum für Fantasie öffnen will, muss allerdings Zeit und Geduld mitbringen, um das Gesagte zu deuten. Der deutschen Sprache fehle das »den Gedanken Nachhängen« – und auch das »Schmachten«, findet Khalid. Stattdessen heiße es ständig »machen, machen, machen«. Die Produktivität sei eine Art Ersatzreligion, während das Verweilen als »Nichtstun« abgewertet werde – und das schlage sich in der Sprache natürlich nieder, findet Khalid. Deshalb sagt man im Deutschen klar, was Sache ist. Man argumentiert eher logisch als emotional, verwendet präzise Fachbegriffe statt schöne Bilder. Somit sei die Sprache zwar funktionell, habe aber zu viel Scheu vor Bildern und Emotionen, findet Khalid. Die arabische Sprache hingegen weite die Sinne und mache nicht halt an den Grenzen des Vorstellbaren, sondern überschreite sie – ständig.

Und das hat auch einen Grund, glaubt Khalid. Dieser Hang, alles ausschmücken und verschnörkeln zu wollen, hängt seiner Meinung nach mit der Umgebung zusammen, in der die arabischen Erzähler einst ihre Geschichten erzählten. Die Wüste habe die arabische Kultur immens geprägt – und der arabischen Sprache Weite verliehen. Sie lud die Menschen ein, zu verweilen und die Gedanken fliegen zu lassen. »Was soll man in der Wüste auch großartig anderes machen? Na klar, man denkt an seine Geliebte«, sagt Khalid und lacht. »Damals waren die Beduinen umgeben von Zelten und Sand, mehr war da nicht. Wenn sie sich also Geschichten erzählen wollten, flüchteten sie in ihre grenzenlose Fantasie, in ein Labyrinth aus Worten. Niemand hätte ihnen zugehört, wenn sie nur über das Sichtbare erzählt hätten. Das wäre ja total langweilig gewesen.«

Khalid spielt darauf an, dass die Beduinen – bedingt durch das Leben in der Wüste – keine Skulpturen oder Statuen schaffen konnten wie etwa die Römer oder Griechen. Ihre Kunst konzentrierte sich auf die Sprache, die ihnen auch in der kargen Umgebung zur Verfügung stand. Kaum eine Kultur maß dem Wort eine solche Bedeutung zu wie die Araber.

Dabei prägten ihre direkten Eindrücke – die Wüste, die Tiere, die Lebensumstände – ihre Dichtung ganz entscheidend und erwiesen sich als außerordentlich produktiv. Goethe, der unter anderem ein Gedicht des vorislamischen Dichters Imru al-Qais aus dem Englischen ins Deutsche übertrug, schrieb in seinem »West-östlichen Divan«:

»Alles, was der Mensch natürlich frey ausspricht, sind Lebensbezüge; nun ist der Araber mit Kamel und Pferd so innig verwandt als Leib mit Seele, ihm kann nichts begegnen, was nicht auch diese Geschöpfe zugleich ergriffe und ihr Wesen und Wirken mit dem seinigen lebendig verbände. Denkt man zu den obengenannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frey umherziehenden Beduinen oft genug vors Auge kommen, so wird man auch diese in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun so fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüste, Felsen und Ebene, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer und das vielgestirnte Firmament, so findet man daß dem Orientalen bey allem alles einfällt, so daß er, übers Kreuz das Fernste zu verknüpfen gewohnt, durch die geringste Buchstaben- und Silbenbiegung Widersprechendes auseinanderherzuleiten kein Bedenken trägt.«⁴

Die Literaturwissenschaftlerin Katharina Mommsen erklärte sich Goethes Begeisterung für die arabische Beduinenlyrik wie folgt: »Die Ursprünglichkeit ihrer Poesiebegabung, ihres Sprachgefühls und Phantasieichtums erregte seine Sympathie. Mit einer oft zur Bewunderung gesteigerten Aufmerksamkeit nahm er in arabischer Dichtung Naturverbundenheit, Passioniertheit, Temperament, Geist und Witz wahr, hingebungsvolle Liebe, Wohltätigkeit, überschwengliche Gastfreundschaft und Freigebigkeit und so widersprüchliche Eigentümlichkeiten wie strenge Religiosität einerseits und freidenkerische Verwegenheit andererseits, oder Aufschneiderei, Prahlerei, Unmutsbekundungen einerseits und auf der anderen Seite staatsmännische Klugheit, gelassenes Altersdenken, Sprichwort-Weisheit, Schicksalsergebenheit.«⁵

Goethe hatte erkannt, dass die Wüste und das Leben der Beduinen von großer Bedeutung für die Sprache gewesen waren. Ihre Konzentration auf das Wesentliche, Lebensnotwendige führte zu einer enormen Differenziertheit der Wahrnehmung und machte die arabische Sprache so reich an Bildern, Nuancen und Synonymen. So gibt es im klassischen Arabisch mehrere hundert Wörter für die Liebe, das Kamel oder den Löwen. Betrachtet man zum Beispiel das Wort »Freund« im Arabischen, wird einem